



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Abendland und Morgenland : zur Jahreswende

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Abendland und Morgenland

Zur Jahreswende



Herodot von Halikarnassos ist nicht nur der „Vater der Geschichte“ schlechweg, wie man ihn von jeher genannt hat, sondern auch der Vater der Weltgeschichte im besondern. Denn dieser kluge, weltkundige Jonier hat zuerst die Entwicklung eines großen Völkerkreises, der ganzen ihm bekannten Welt im Zusammenhang dargestellt, nicht etwa nur die politische Geschichte, sondern ebenso gut die der Kultur, und er hat die ungeheure Stoffmasse, die er unermüdlich gesammelt hat, unter die Herrschaft einer großen Idee gestellt. Er sieht in dem, was er schildert, eine Reihenfolge von Zusammenstößen zwischen Asien und Europa, zwischen Morgen- und Abendland, in denen das sittliche Unrecht des einen Teils immer wieder vergolten wird durch ein Unrecht des andern. In der That beherrscht dieser Gegensatz die Weltgeschichte bis zur Stunde, und er ist uns im letzten Jahre besonders deutlich geworden. Auf die Perserkriege, die den Orient im Angriff zeigten, folgte als großartigster Rückschlag der griechischen Welt der beispiellose Alexanderzug, der die griechische Kultur bis an die Grenzen Indiens trug und dauernd ihr wenigstens die Herrschaft über den gesamten Ostrand des Mittelmeerbeckens, über Kleinasien, Syrien und Ägypten sicherte. Hier traten die Römer und nach ihnen ihre Rechtsnachfolger, die Byzantiner, die Erbschaft des großen Makedoniers an, aber im Innern dieses merkwürdigen Byzantinerstaats vollzog sich allmählich eine sonderbare Umwandlung: vom romanisch-germanischen Westen gelöst und durch den kirchlichen Gegensatz von ihm innerlich getrennt, orientalisierte er sich im Geiste seines Staats- und Kirchenwesens, in Sitte und Kunst. Dann kam mit dem Islam ein neuer gewaltiger Vorstoß des Orients; er zerriß, von den Arabern getragen, den Zusammenhang zwischen den Südrändern und den Nordrändern des Mittelmeers, er flutete mit der türkischen Völkerwelle über die Trümmer des byzantinischen Reichs bis vor die Thore von Wien und drängte für einige

Jahrhunderte das europäische Abendland in eine schwierige Verteidigungsstellung zurück, während dieses dadurch, daß es sich zu derselben Zeit die Neue Welt jenseits des Ozeans unterwarf, die Herrschaft seiner Kultur gewaltig erweiterte.

Der Gegenstoß des Abendlandes in den Kreuzzügen hatte keinen wesentlichen und vor allem keinen dauernden Erfolg gehabt; mehr bedeutete es, daß seit dem Beginn der Neuzeit zuerst die Portugiesen, nach ihnen die Holländer und Engländer in den Kreis der indischen Welt handelnd und erobernd eindringen, daß seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die türkische Herrschaft langsam in Europa zurückwich, und daß im neunzehnten Jahrhundert die europäische Zivilisation das Reich immer mehr ergriff. Gleichzeitig klopfte sie auch an die Pforten des äußersten Ostens und wurde vor allem in Japan heimisch. Kurz, in den letzten beiden Jahrhunderten ist wieder das Abendland im Vordringen, nicht durch große kriegerische Massenflöße, sondern durch die langsamen, unwiderstehlichen Fortschritte seiner Kultur.

Aber ist das etwa ein Sieg über den morgenländischen Geist? Ist dieser Geist gebrochen oder auch nur geschwächt? Denn um einen geistigen, tief innerlichen Gegensatz handelt es sich hier. Er fällt keineswegs zusammen mit dem Gegensatz der Rassen oder Volksstämme, denn von den Orientalen sind die Perser und die Inder gerade so gut Arier wie die meisten Europäer, und finnisch=ugrische, den Mongolen nahestehende Völker, wie die Magyaren und die Finnen, sind in den abendländischen Kulturkreis eingetreten. Mächtiger als Stammes- und Sprachgemeinschaft ist die Kultur, und in ihr, in der ganzen Weltanschauung ist der tiefe Gegensatz zwischen Abend- und Morgenland begründet. Der Orient ist der Machtkreis der Theokratie, das Abendland das Reich der Freiheit, seitdem sich zuerst in Griechenland die freie, auf sich selbst ruhende Persönlichkeit entwickelt hat, daher des rastlosen Vortwärtstrebens, des regen geistigen Lebens, der lebendigen Gliederung der Gesellschaft und des Staats, allerdings auch der ewigen Umwandlungen und Kämpfe, aber in ihnen entfalten sich die Kräfte der Einzelnen und der Völker.

Im Orient herrscht seit Jahrtausenden die Theokratie, eine Staatsform ganz für sich, wie das zuerst Treitschke in seiner großartigen „Politik“ mit vollem Nachdruck hervorgehoben hat. Das göttliche Gesetz, ganz gleichgiltig, ob heidnischen oder monotheistischen Ursprungs, ist auch weltliches Gesetz, verbindlich auch für den Staat, daher starr, unabänderlich, unverbesserlich; der Herrscher regiert im Namen der Gottheit oder wird wenigstens geleitet von ihrer Priesterschaft. Der altägyptische Pharao war der Sohn der Sonne, wie der Kaiser von China der Sohn des Himmels ist, die indischen Fürsten wurden von den Brahminen gegängelt, und der mohammedanische Kalif ist der Nachfolger des Propheten, den Allah gesandt hat. Solche Herrscher sind notwendigerweise nicht nur absolut, sondern auch jeder Widerspruch gegen ihr Gebot ist geradezu gottlos; gegen unerträgliche Willkür giebt es nur eine Hilfe, die Gewalt, die aber wenigstens hinterdrein legalisiert werden muß, und eine

ständische Gliederung, ein auf sich selbst stehender Adel kann sich nicht bilden, denn dem Herrn gegenüber sind alle Unterthanen gleich, nämlich Knechte, also rechtlos. Die Theokratie kann nur auf dem Boden geistig gebundner, einer absoluten Autorität bedürftiger Völker entstehen und sich nur unter solchen halten, denn sie entspricht einer kindlichen Entwicklungsstufe. Hält sie die Völker zu lange auf einer solchen fest, so erstarren diese, und die Theokratie hat dann oft eine Dauer von Jahrtausenden; ist sie das nicht imstande, so bricht sie zusammen, denn sie ist jeder wirklichen Reform unfähig.

Zu den stärksten Zeugnissen einer alles überragenden Weisheit, die Christus gegeben hat, gehört es, daß er sich auf das sittlich-religiöse Gebiet, auf die Vermittlung des persönlichen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen beschränkte und sich dem Staate gegenüber auf das schlichte Wort zurückzog: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Die Gründung einer Theokratie hat Christus nicht gewollt. Gerade darin offenbart sich am deutlichsten, daß das Christentum, obwohl räumlich orientalischen Ursprungs, doch nicht orientalischen Geistes ist. Wenn die theokratische Idee trotzdem auch im Abendlande Boden gewann, so verdankt sie das der Schrift Augustins vom Gottesstaat, einer der gefährlichsten und verhängnisvollsten Verirrungen des abendländischen Geistes nach der orientalischen Seite hin, und nicht minder dem unreifen Zustande der damaligen abendländischen Völker, die sie später immer bekämpft und schließlich die päpstliche Theokratie auf das geistliche Gebiet beschränkt oder ganz abgeworfen haben. In seiner orientalischen Heimat ist das Christentum einer rohern Form des Monotheismus, dem Islam, beinahe erlegen, weil der unfreie Geist dieser Völker ihm widerstrebte; im Abendlande hat es gesiegt, weil es dem nach der persönlichen Geistesfreiheit ringenden Wesen der westlichen Nationen entgegenkam.

Während die christlich-abendländische Kultur langsam in den theokratischen Orient eindrang, hat dieser Orient halb unbemerkt, weil unter abendländischen Formen versteckt, einen neuen umfassenden Vorstoß gegen Europa begonnen, nämlich in der Ausbreitung des russischen Reichs. Denn Rußland ist kein europäischer Staat. Schon die unermesslichen gleichförmigen Ebenen, die von der mannigfaltigen landschaftlichen Gestaltung des mittlern und westlichen Europa so stark abstechen, begünstigen auch eine Gleichförmigkeit der Volksart und Volkssitte (das Großrussische hat z. B. gar keine Dialekte), die in Europa unerhört ist, und erzeugen, verkehrsarm wie sie sind, eine öde Eintönigkeit des ganzen Lebens, „die breite Stille“ (*shirokaja tischina*), wie man dort sagt, die auf den Geist lähmend und einschläfernd wirkt. Sodann sind die herrschenden Großrussen stark mit mongolisch-tatarischen Elementen durchsetzt, die selbst fast ungemischt in großer Ausdehnung noch längs der Wolga wohnen; sie sind jahrhundertlang den Mongolen unterworfen gewesen, ihr Zartum selbst beruht ursprünglich auf der dem Großfürsten von Moskau durch den Khan der Goldenen Horde übertragenen Gewalt. Das Christentum aber hat Rußland nicht von Rom, sondern von Byzanz empfangen, es ist also zu dem

romanisch-germanischen Kulturkreise auch in dieser entscheidenden Beziehung in Gegensatz getreten, und indem Peter der Große, äußerlich der größte „Westler“ (Сapadnik) unter den Herrschern Rußlands, 1725 auch die Leitung der russisch-orthodoxen Kirche an sich nahm, hat es mit dem zarischen Absolutismus den byzantinischen Cäsaropapismus, als dessen Rechtsnachfolger es sich fühlte, verbunden, also erst recht theokratische, orientalische Formen angenommen. Darum ist die russische Kirche, ohne Anteil an der lebendigen kirchlichen Entwicklung des Westens, in Zeremoniendienst erstarrt und übt auf das sittlich-religiöse Leben des Volkes kaum noch einen Einfluß, und darum giebt es in Rußland weder einen Adel im europäischen Sinne, noch eine wirkliche Selbstverwaltung, noch vollends eine Volksvertretung. Auch jähe Übergänge von einem Extrem zum andern sind häufig, da alles vom persönlichen Willen des Zaren abhängt, und Thronwechsel von orientalischer Gewalttätigkeit sind bis 1801 die Regel gewesen. Dafür teilt Rußland die Langlebigkeit orientalischer Theokratien und sieht auf eine ununterbrochne Geschichte von mehr als einem Jahrtausend zurück, ist also älter als jedes andre jetzt bestehende europäische Staatswesen.

Wohl ist die europäische Bildung in die höhern Schichten des Volks eingedrungen und hat durch den unausgleichbaren Widerspruch zwischen ihrem und dem russischen Geiste den Nihilismus hervorgerufen; aber im russischen Volke hat dieser niemals Wurzel geschlagen, und in Form eines rohen, unduldsamen Nationalismus hat der russische Geist schließlich gesiegt. Was Rußland vom Abendlande wirklich aufgenommen hat, das ist etwas äußerliches, die militärische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und bis zu einem gewissen Grade auch die wissenschaftliche und künstlerische Technik. Es ist etwa, als wenn das altperische Reich vom jüngern Cyrus mit griechischen Kräften reformiert worden wäre. Griechisch wäre es dadurch nicht geworden, wie auch Rußland seit Peter dem Großen nicht innerlich europäisch geworden, sondern, vornehmlich durch deutsche Hilfskräfte, nur äußerlich europäisiert worden ist. Aber eben mit Hilfe dieser dem Abendlande entlehnten Bildungselemente ist es, im Innern ohne wirkliche Entwicklung, nach außen rastlos gewachsen. Es hat schon im achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die baltisch-deutschen Provinzen, Finnland und den größten Teil Polens unterworfen, ist also tief in das Gebiet der abendländischen Kultur eingedrungen; es galt dann lange Zeit als Hort des konservativ-monarchischen Gedankens und hielt besonders deshalb Preußen und Deutschland in einer gewissen Abhängigkeit; es hat endlich unter Alexander II. unter dem Drucke des unduldsamen Panславismus begonnen, seine halborientalische Kultur jenen abendländischen Außenposten aufzuzwingen, ihr europäisches Wesen, das allerdings dem russischen innerlich widerstrebt, zu zerstören, unleugbar eine noch dazu selbstmörderische Barbarei, aber ebenso unleugbar auch eine Konsequenz des russischen Staatsgedankens. Ungleich mächtiger ist die Ausbreitung Rußlands im Osten, in Asien. Ganz natürlich, denn der Gedanke eines Weltreichs, dem die Russen so gern nachhängen, ist nicht europäisch, sondern asiatisch, weil er sich nur auf dem Boden

unreifer oder abgelebter Völker dauernd verwirklichen läßt, und als Halborientalen stehn die Russen diesen Völkern innerlich viel näher als die Abendländer. Darauf beruht das Geheimnis nicht gerade ihrer Siege, wohl aber ihrer Herrschaft, wie das jüngst Paul Rohrbach (In Turan und Armenien auf den Pfaden russischer Weltpolitik, Berlin, 1898) nach eigener Beobachtung vortrefflich ausgeführt hat. Die Russen verlangen von den Orientalen gar nicht die Unterwerfung unter ein herrschendes Volkstum, wie die Engländer in Indien, sondern nur unter das Gebot des „weißen“ (d. h. guten) Zaren, des Ak Padischah, dem sie sich selbst gerade so fügen, und sie nehmen aufs bereitwilligste Leute aller Stämme in ihren Staats- und Heeresdienst auf, wenn sie nur russisch lernen, ganz wie die alten Byzantiner. So gering ihre Assimilationskraft gegenüber der höhern Kultur des Westens ist, so unwiderstehlich wirkt sie im asiatischen Osten.

Früher gaben die gebildeten Russen viel darauf, es den Abendländern gleichzutun, und sie waren stolz, daß Petersburg eine ganz europäische Stadt sei, obwohl es dies im Grunde gar nicht ist, sondern viel mehr orientalischen Einfluß verrät, als etwa das dem Orient doch viel näher liegende Wien. Damit ist es längst zu Ende. Die leitenden Kreise Rußlands sind heute streng national gesinnt. In der That ist Rußland eine Welt für sich; das tritt jedem Fremden entgegen, sobald er von Westen her über die Grenze kommt, und in diesem Gefühl erscheint wieder den Russen das „Ausland“ als ein gewissermaßen einheitlicher Begriff, bei dem die Besonderheit der einzelnen Staatsgebiete verschwindet. Die Folgerungen für die politische Stellung des Reichs hat daraus jüngst in einer Broschüre „Zu den Ereignissen in China“ Fürst Uchtomskij gezogen, der vertraute Begleiter des Zaren auf seiner Weltreise und wohl auch der Vertraute seiner Politik, der Leiter der (russischen) Petersburger Zeitung (Peterburgskija Wjedomosti) und der Direktor der russisch-chinesischen Bank. Nach seiner Auffassung ist Rußland eine Art von Mittelring zwischen Europa und Asien, zwischen dem Abend- und dem Morgenlande; es steht zu jenem in einem innern Gegensatz, zu diesem in innerer Verwandtschaft. Daher genießt es das Vertrauen der Asiaten, und seine Ausbreitung in Asien trägt nicht den Charakter einer Eroberung, sondern vollzieht sich kraft dieser innern Verwandtschaft, in der Asien und Rußland kraft ihrer theokratisch-absolutistischen Ordnung „ein harmonisches Ganze“ bilden. So ist Rußland die natürliche Vor- und Schutzmacht Asiens und als solche zur Weltherrschaft berufen; die abendländischen Völker, diese „hinterlistigen räuberischen Staaten,“ sind dagegen die natürlichen Feinde des Orients, den sie so wenig verstehn, wie er sie versteht. Daß die russische Politik unter Nikolaus II. von diesen Ideen beherrscht wird, ist gar nicht zweifelhaft. Das sozusagen friedliche Vordringen Rußlands in China sollte offenbar das Reich der Mitte geräuschlos in eine gewisse Abhängigkeit von Rußland bringen und wurde darum von dem Bogeraufstande in höchst unerwünschter Weise unterbrochen, denn dieser zwang die abendländischen Mächte zum bewaffneten Einschreiten. Nichts konnte Rußland unwillkommener sein. Es schloß sich den Westmächten bei ihrem Vorgehn

bis zu einem gewissen Grade an, um nicht ganz das Heft aus der Hand zu verlieren, aber thatsächlich rangen und ringen dort die abendländischen Mächte mit Rußland und Japan um den maßgebenden Einfluß in China, der Decident mit dem Orient. Die selbständige Kriegsführung der Russen in der Mandchurei, der überraschende Vorschlag, Peking zu räumen, die Abberufung des größten Teils der russischen Truppen aus Petschili, das Bemühen bei den Friedensverhandlungen in Peking, an denen Fürst Uchtomskij persönlich teilnimmt, den Chinesen möglichst milde Bedingungen zu verschaffen und den Krieg möglichst schnell zu beenden, das alles fließt aus diesem Verhältnis. Rußland will als die wohlwollende Schutzmacht Chinas gegen den „räuberischen“ Westen erscheinen, und vielleicht erleben wir eines schönen Tags ein russisch-chinesisch-japanisches Bündnis, das Asien gegen Europa und Nordamerika vereinigt.

Daß sich diese russische Politik in absehbarer Zeit ändern wird, ist schlechterdings nicht zu erwarten; sie wird vielmehr das zwanzigste Jahrhundert beherrschen, denn sie fließt aus dem Wesen des russischen Reichs. Das aber kündigt eine neue Periode des Kampfes zwischen Orient und Decident an, wo Rußland die führende Macht des Orients sein wird. Ob sich daraus eine akute „Weltgefahr“ für Europa entwickeln wird, wer kann das wissen? Die militärische Angriffskraft Rußlands gegen den Westen ist niemals sehr stark gewesen, und Deutschland zu unterwerfen werden sich die russischen Staatsmänner wohl hüten, auch wenn sie es könnten, denn sobald die fünfzig oder sechzig Millionen Deutschen russische Unterthanen wären, würden sie das Reich beherrschen und seinen Charakter verwandeln. Aber eine Weltgefahr wäre es schon, wenn Rußland die Hunderte von Millionen Asiaten unter seine wirtschaftliche Herrschaft nähme und die Abendländer davon ausschloße, und diese Gefahr liegt vielleicht gar nicht so fern.

Ihr gegenüber ist Europa in zweifacher Beziehung im Nachteil. Zunächst bestehen zwischen den Großmächten die mannigfachsten Gegensätze. Frankreich, noch immer verblendet von dem Revanchegedanken, der ihm schon die Mitherrschaft über Ägypten gekostet hat, schwimmt vollständig im Fahrwasser Rußlands, verstärkt also dessen Stellung in Europa. Gegen England herrscht auf dem ganzen Festlande ein solches Gefühl leidenschaftlicher Empörung, daß nur starke Regierungen dieser volkstümlichen Strömung widerstehen können. Nur der mitteleuropäische Dreibund bildet einen festen Kern einer gesamteuropäischen Politik. Diesem gründlich gespaltten Europa steht Rußland in unangreifbarer Geschlossenheit gegenüber, und dazu wird seine Politik von einer absoluten Monarchie nach festen, jahrhundertealten Traditionen geleitet. Wo ist davon in Europa eine Spur zu finden? Hier ist der Parlamentarismus zwar unzweifelhaft im Verfall, doch wirken die innern Parteien, die notwendige Folge abendländischer Freiheit, fortwährend auch auf die auswärtige Politik bestimmend ein. Von einem festen, geschlossenen Nationalstolze ist nur in England und Frankreich, allenfalls noch in Italien die Rede; in Deutschland ist er noch lange nicht zur Stärke einer selbstverständlichen Empfindung

erwachsen, und in Österreich bedroht das überspannte Selbstbewußtsein kleiner Nationen noch fortwährend den festen Zusammenhang, ja den Bestand des Reichs, das doch, wenn jemals, so jetzt eine europäische Notwendigkeit ist. Aber auch der weitläufige Bau des britischen Weltreichs hat genug brüchige Stellen, und es ist soeben eifrig bestrebt, sich in Südafrika ein neues Irland zu schaffen, weil es am europäischen Irland offenbar noch nicht genug hat. Dort ist indessen die politische Erziehung immerhin so weit vorgeschritten, daß die überwiegende Mehrheit der Wählerschaften die Notwendigkeit der Weltpolitik und der Weltstellung Englands begreift; im übrigen Europa und ganz besonders in Deutschland ist es ein ziemlich hoffnungsloses Beginnen, den Durchschnittsmenschen zum Verständnis der großen Politik zu erziehen, denn die Tradition, die in England einige Jahrhunderte alt ist, existiert bei uns nicht, und der deutsche Staatsbürger, er mag Abgeordneter, Zeitungschreiber oder bloßer Zeitungsleser sein, weiß ohnehin immer alles besser als die Regierung. Um so mehr bedürfen wir einer starken monarchischen Leitung.

Denn Deutschland steht schon seiner geographischen Lage nach im Vordertreffen gegen den Osten, seitdem der verbrecherische Leichtsinn und die politische Unfähigkeit des polnischen Adels Polen, die alte allerdings selbst noch halbbarbarische Vormacht der abendländischen Welt, zerstört und den weitaus größten Teil der „königlichen Republik“ den Moskowitern überliefert hat. Deshalb hassen russische Nationalisten vom Schlage des Fürsten Nchtomskij kein abendländisches Volk so sehr wie das „annahende, rücksichtslose Germanentum.“ Erst in diesem Zusammenhange wird die welthistorische Bedeutung einer Reihe von Thatsachen der deutschen Geschichte völlig klar: die Bekehrung der Westslaven und Ungarn von Deutschland aus und durch deutsche Priester, eines der größten und bedeutungsvollsten Werke unsers vielverschrieenen alten Kaisertums, sodann die Kolonisation und die Angliederung des slawischen Ostens, die vom Kaisertum begonnen, vom Landesfürstentum weitergeführt wurde, endlich die Begründung der preussischen und der österreichischen Großmacht auf diesem Boden. Alle drei Entwicklungsreihen stellen zusammen einen mächtigen Vorstoß abendländischer Kultur gegen den Osten dar. Ohne die erste würden die Westslaven griechisch-katholisch, also Glaubensgenossen der Russen sein, wie es heute die Südslaven sind, wären also durch ein Band mit ihm verbunden, das im Osten weit mehr bedeutet als die Nationalität; ohne die zweite würde die Grenze des deutschen Volkstums längs der Elbe, der Saale, des Böhmerwaldes und der Enns laufen, und die westdeutschen, die sogenannten „reindeutschen“ Stämme, auf ein verhältnismäßig schmales Gebiet zwischen Alpen und Nordsee beschränkt, würden im besten Falle, wie in der Karolingerzeit, Außenwerke eines Westreichs sein, das seinen Schwerpunkt im romanischen Frankreich hätte; ohne die dritte Thatsache endlich würden etwa Ober, Sudeten, March und Leitha die Ostgrenze bilden, und das eingeengte Deutschland wäre noch heute der Spielball, das Schlachtfeld und das Ausgleichsobjekt der fremden Mächte, was es vorher so lange gewesen ist.

Was folgt aus dieser Stellung des Deutschen Reichs für die gegenwärtige Weltlage? Sollen wir das ungeheure Schwergewicht des Ostens dadurch verstärken, daß wir uns in die russische Gefolgschaft begeben und uns unter Umständen zum Sturmbock gegen die britische Weltmacht brauchen lassen? Steht es wirklich so, daß, wie Fürst Bismarck gern hervorhob, nur ehrgeizige Staatsmänner und Leute polnischer Abkunft einen Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland künstlich hervorrufen? Reicht wirklich die Bismarckische Formel noch aus: „Es lag und liegt nicht in unserm Interesse, Rußland in der Verwendung seiner überschüssigen Kräfte nach Osten hin hinderlich zu sein. Mit Frankreich werden wir nie Frieden haben, mit Rußland nie die Notwendigkeit des Kriegs, wenn nicht liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen?“ (Gedanken und Erinnerungen I, 224.) Liegt es in unserm Interesse, den äußersten Osten den Russen zu überlassen, nur damit sie uns in Europa nichts zu leide thun? Unsr Reichspolitik hat diese Frage schon verneint; sie ist 1895 den siegreichen Japanern, damals mit Rußland und seinem französischen Vasallenstaate im Bunde, in den Arm gefallen, um sich die Thüren nach China nicht zuschlagen zu lassen, und so entschieden Graf Bülow jüngst betont hat, eine „gut geleitete“ russische Politik könne mit einer „gut geleiteten“ deutschen Politik niemals feindlich zusammenstoßen, so energisch hat er doch auch hervorgehoben, daß sich Deutschland seinen „Platz an der Sonne“ dort von niemand nehmen lassen wird. Einen Konflikt mit Rußland kann bei uns niemand wünschen, denn es stünde hier sehr großes auf dem Spiele, und wir haben zu Rußland schon durch die Hunderttausende der dort angesiedelten Deutschen sehr enge Beziehungen, aber wir gehören eben doch zum Westen, und zum Westen gehört auch England. Unsr wirtschaftlichen Beziehungen zu England sind ungleich stärker als die zu Rußland, und mit England haben wir eine gemeinsame Kulturbasis, mit Rußland nicht. Diesen Thatbestand darf die tiefe Erbitterung, die bei uns jetzt in weiten Kreisen gegen England herrscht, nicht verdunkeln, und weil diese Stimmung jetzt überwiegt, so ist es die Pflicht auch einer besonnenen Presse, ihr diese Thatsache entgegenzuhalten. Das hat leztlin Erich Marcks von historischem Standpunkt aus in einer geistreichen Broschüre gethan (Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation, Stuttgart, J. G. Cotta, 1900), worin er nachweist, daß beide Völker trotz starker Gegensätze immer wieder Seite an Seite gedrängt worden sind. Die unfreundliche oder geradezu feindselige Haltung, die England oft genug und bis in die jüngste Zeit deutschen Interessen gegenüber eingenommen hat, bemäntelt er natürlich durchaus nicht, er sucht sie nur aus den englischen Interessen und Stimmungen zu erklären, und von einem festen, dauernden Vertragsverhältnis zwischen Deutschland und England kann, wie die Dinge drüben liegen, gar keine Rede sein, nur von gelegentlichen Abmachungen. Aber so berechtigt die Erbitterung gegen den südafrikanischen Raubkrieg auch ist, wir können doch auch den Zusammenbruch des britischen Reichs, der nur das Übergewicht Rußlands verstärken würde, kaum wünschen

und dürfen uns nicht in einen prinzipiellen Gegensatz zu England hineinsetzen lassen. Wie jetzt gegen England und jede Annäherung an England, so hat 1863 die öffentliche Meinung in Deutschland gegen Rußland und die preussisch-russische Februarconvention getobt, die der demokratische Abgeordnete Waldeck damals Bismarck ins Gesicht einen „Gendarmendienst“ für Rußland nannte, und die doch eine der Voraussetzungen für die Gründung der deutschen Einheit geworden ist. Es ist tief bedauerlich, daß es nicht möglich gewesen ist, den Burenrepubliken zu Hilfe zu kommen, aber die Entscheidung darüber lag nicht in Berlin, sondern in Petersburg, denn nur Rußland konnte England wirksam bedrohn. Das eine Wort des Zaren, er werde Herat besetzen, hätte vermutlich den südafrikanischen Krieg verhindern können, aber es ist nicht gesprochen worden.

Die Politik ist eben eine Kunst; sie läßt sich nicht nach Sympathien, Stimmungen, Schlagwörtern und Schablonen leiten. Die Aufgabe der deutschen Politik in der überaus schwierigen Lage, in der sich Deutschland nun einmal befindet, muß es sein, den die Welt beherrschenden Gegensatz zwischen England und Rußland durch das eigne Schwergewicht möglichst auszubalancieren und den Entscheidungskampf möglichst hinauszuschieben. Vielleicht läßt er sich auch ganz vermeiden; jedenfalls wird Deutschland das Zünglein an der Wage sein. Wollte es sich stark nach der einen Seite neigen oder gar ihr ganz anschließen, so würde es den Ausbruch des Weltkriegs vermutlich beschleunigen. Die Entscheidung liegt also in der That zu einem großen Teile in der Hand des deutschen Kaisers. Eine solche Politik erfordert ebenso viel Vorsicht wie Entschlossenheit, und populär kann sie nicht sein. Aber nicht darauf kommt es an, daß sie nach dem jeweiligen sogenannten Volkswillen, sondern daß sie zum Heile des Vaterlands geführt wird. *Salus imperii suprema lex!*

\*



## Die Handelspolitik im Jahre 1901



**M**ueta non movere! Das gilt auch in der Handelspolitik, mehr als anderswo. Ohne Not soll man hier nicht stören, nicht ändern, und wenns doch nötig wird, so behutsam und so vorsichtig wie möglich; ohne schroffen Bruch mit dem, was besteht, und ohne Sprünge ins Ungewisse. Es will fast so scheinen, als ob diese Wahrheit, die sich dem gesunden Menschenverstand doch von selbst aufdrängt, seit einiger Zeit nicht recht respektiert würde. Man ist etwas reformsüchtig, und die Handelspolitik ist etwas nervös geworden. Wer aber nervös ist, macht leicht Fehler. Das Jahr 1901 soll sehr wichtige Entschei-